Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 24 (1920-1921)

Heft: 9

Artikel: Christentum und Heidentum in Indien : nach eigener Beobachtung [Schluss]

Autor: Kollbrunner, U.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664697

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Wirtschaftlichkeit der Anlage ist, worüber ausführliche Berechnungen vorliegen. Die wahren Motive der englischen Gesellschaft sind nicht schwer zu erraten: Die Schweiz soll eben nicht den direkten Verkehr mit Amerika haben, sondern in Abhängigkeit bleiben vom englischen Kabelnetz und dem Monopol, das auch für die drahtlose Telegraphie die Marconi-Cy. erstrebt aber niemals erreichen wird noch kann. Was diese Abhängigkeit bedeutet, hat ja die Schweiz erfahren, denn die schweren Nachteile, die die Bank- und Handelswelt durch den gestörten Kabelverkehr während des Krieges erlitt, sind doch noch frisch im Gedächtnis und sollten für alle Zeiten unvergessen bleiben. Die vollständige Bewegungsfreiheit des Schweizerischen radiotelegraphischen Verkehrs sollte oberster Grundsatz sein, und nicht politisch-wirtschaftliche Monopolbestrebungen der Marconi-Cy. Auch die alleinige Abhängigkeit von ihr für 25 beziehungsweise evtl. 10 Jahre ist in sachlicher Hinsicht ein großer Nachteil, da die Schweiz sich dadurch selbst blockiert für alle wichtigen Neuerungen, die von anderen Gesellschaften gemacht werden, und sich ganz der englischen Gesellschaft in die Hände gibt, wie überhaupt noch manches in den Bestimmungen des Konzessionsvertrages enthalten ist, was für schweizerische Interessen ungünstig ist. Sollte später die kleine Kontinentalstation in eine transozeanische Großstation umgebaut werden, so wäre das nur mit unverhältnismäßig hohen Kosten möglich, was die erste Anlage fast wertlos macht.

Mit diesen Andeutungen spreche ich als Ratgeber und unabhängiger Fachmann, keineswegs wie es den Anschein haben könnte, im Namen der Telefunken-Gesellschaft, sowie vor allem als aufrichtiger Freund der Schweiz, die mir nach 20jährigem Aufenthalt eine zweite Heimat geworden ist.

Glückliche Erinnerung.

Wie bist du mir ans Herz gewachsen!
Wie trägst du deinen milden Schein
Selbst in die bangen Harmesnächte,
Selbst an den schwarzen Totenschrein;
Und immer glänzt aus fernen Tagen
Sein stilles Leuchten mir zurück
Und läßt mich immer wieder fühlen
Mein altes, liebes, stilles Glück!

Rudolf Schnetzer.

Christentum und Heidentum in Indien.

Nach eigener Beobachtung von U. Kollbrunner, Sekundarlehrer, in Zürich.

(Schluß.)

In Indien gibt es drei Hauptgottheiten: Brahma, Wischnu, Schiwa. Brahma ist der Schöpfer, Erbauer, Hersteller, Schaffer; Wischnu der Erhalter, Besorger; Schiwa dagegen der Zerstörer, Vernichter von

Brahmas Werken. Diese Hauptgötter haben eine Unmasse männlicher und weiblicher Nebengottheiten, und diese alle haben wieder einen endlosen Stab von Neben- und Untergottheiten, die sich in den Tempeln, Höfen, freien Plätzen, an den Straßen und in den Hütten vorfinden, so daß man ohne Übertreibung sagen kann, das mehr als 300 Millionen Seelen zählende Indien habe ebensoviele Götter und Götzlein wie Bewohner.

Die Hindu dichten ihren Göttern alle menschlichen Gefühle, Bedürfnisse, Regungen, Schwächen und Fehler an, gleichsam um die eigenen zu entschuldigen. Da Brahma und Wischnu gute Gottheiten sind, sind sie weniger zu fürchten. Aber den Schiwa muß man bei guter Laune erhalten. Viele Eltern bringen ihm ihre 9—12jährigen Mädchen als Frauen dar, die in Wirklichkeit nur die Vergnügungsobjekte der Priester sind. Die Kinder, die aus einem solchen Verhältnis entspringen, sind später wieder Schiwafrauen, Bajaderen, Tänzerinnen. Häufig trifft man eine Sorte von Fakiren, die Büßer. Sie sitzen mit untergeschlagenen Beinen an einem heiligen Strome, sehen beständig in die Sonne und sind natürlich sofort blind; andere legen sich auf ein mit langen Nägeln beschlagenes Bett und leben und sterben darauf; dritte hängen sich täglich stundenlang mit den Füßen an einen Baum; ein vierter läßt sich den ausgestreckten Arm an die Decke binden und so wachsen; ein fünfter legt ein Bein hinter den Nacken und nimmt es nicht mehr herunter; ein sechster steht stundenlang auf dem Kopf — alles zur Ehre und Versöhnung der Götter. Geradezu schrecklich ist die Behandlung der Witwe bei den indischen Heiden. Früher wurde sie auf den Scheiterhaufen dem Gatten zur Bedienung ins Jenseits nachgeschickt. Die Engländer haben diese Unsitte verboten. Nun ist aber die lebende Witwe unrein; sie ist schuld an dem Tode des Gatten. Ihre Anwesenheit bringt Unglück, Krankheit, Blindheit. Kaum ist der Mann gestorben, so werden ihr die Kleider vom Leibe gerissen; sie wird mit einem Hemde aus Emballage mit Kapuze bekleidet und aus dem Hause hinausgeworfen. Scheu, verachtet, ja gehaßt schleicht das arme Wesen herum; des Nachts nähert es sich den Häusern, um beim geringsten Entgelt die ekelhaftesten Arbeiten zu verrichten. Ich beobachtete häufig diese Ärmsten der Armen und verfluchte die herzlose, grausame, wahnwitzige Behandlung, die sie erfuhren.

Der Heide fürchtet überall den Neid der Götter. Ich darf zu einer Mutter nicht sagen: „Du hast ein schönes Kind", sonst wird es krank. „Dein Kind hat schöne Augen", sonst wird es blind. „Dein Kind hat schöne Haare", sonst fallen sie aus. Der Bauer legt seinen schönen Zebuochsen Lumpen auf den Rücken, damit die Götter meinen, sie hätten Geschwüre. Er bindet ihnen Lumpen um die Beine; dann meinen die Götter, sie hinkten. Auf mit Geschwüren behaftete und hinkende Ochsen sind die hämischen Götter weniger eifersüchtig. Die Palmbauer binden Scherben und Strohbüschel an die schlanken Kokospalmen, damit sie nicht so schön aussehen. Aus den grünenden Reisfeldern heraus ragen überall hohe Stangen mit Reisgarben, damit der böse Blick zuerst auf diese fällt. Wenn der Sturm durch die Kokospalmen zieht, so sind die bösen Götter in feindlicher Absicht da. Die Eingebornen springen hin und legen Spielzeug unter die Palmen. Die Götter, ihrer einstigen Jugend eingedenk, steigen herunter, fangen an zu spielen, zu tändeln, belustigen sich, versäumen die Zeit und entdecken plötzlich, daß sie sich verspätet haben. Sie machen sich auf, sausen

davon und vergessen, die Kokospalmen zum Absterben und die Reisfelder zum Austrocknen zu bringen; denn in dieser Absicht sind sie ja gekommen.

Im Jahr 1877 brachten die Monsune zu wenig Regen, weshalb eine allgemeine Trockenheit eintrat. Der Reis, das Hauptnahrungsmittel, erfordert aber sehr viel Wasser; die Hungersnot folgte daher auf dem Fuße. Da gingen Großspekulanten, Getreidewucherer, Tiger in Menschengestalt nach Madura in Südindien und gelobten den dortigen Göttern im größten religiösen Bauwerk der Erde die solide Vergoldung der drei Hauptkuppeln, wenn sie ihnen eine Spekulation gelingen ließen. Die Priester konstruierten bei schönen Geschenken natürlich eine günstige Antwort der Götter, worauf die Befrager allen Reis zusammenkauften, die Hungersnot beschleunigten, für eine Hand voll Reis von den halbverhungerten Leuten unsinniges Geld verlangten und mehrere hundert Millionen Rupien gewannen. (1 Rupie = 167 Rappen). Dann überzogen sie die Kuppeln, wie versprochen, mit 3 Millimeter dicken Goldplatten, was von ihrem Raube 3½ Millionen Rupien in Anspruch nahm.

Soll ich, lieber Leser, die lange Kette von Anklagen gegen das Heidentum weiter fortsetzen, oder bist du überzeugt, daß das „Glück der Heiden bei ihren Göttern" ein furchtbarer Irrtum, eine gräßliche Unwahrheit ist? Nein, in diese grauenhafte Finsternis hinein sollte der Segen des Christentums getragen werden, und es ist tief zu bedauern, daß der Weltkrieg der Mission einen so harten Schlag versetzt hat. Ich besuchte vor der fürchterlichen Heimsuchung durch die Kriegsnot das Gebiet der Basler Mission in Südwestindien. Überall saubere Hütten, Häuser und Dörfer; vor den Fenstern Blumen, etwa ein wohlgepflegtes Gärtchen. In diesen Quartieren glückliche Menschen, die keine Götter fürchten und nicht die grausamen Kastengesetze haben. Sie ziehen täglich, häufig singend, zur Arbeit, und zufrieden kehren sie nach vollbrachter Arbeit zurück zu ihren Familien. Überall Sauberkeit und Ordnung. Wir sehen die braunen Glaubensgenossen in der Ziegelei, Schreinerei, Weberei, Broderie, Färberei. Sie haben alle ihren sichern Lohn und brauchen bei der großen Fürsorge keine Hungersnot zu fürchten. Im Krankheitsfall werden sie verpflegt und besorgt; aufopfernde Schwestern und selbstlose Ärzte stehen in dem schönen Dienst. Am Sonntag ziehen sie sauber gekleidet zur Kirche und singen in ihren Sprachen nach europäischen Melodien christliche Lieder. In sehr guten Schulen werden sie unterrichtet; die Räumlichkeiten genügen den Ansprüchen der Tropen. Aussatz, Pest und Cholera finden ihre Absonderung und Behandlung in besondern Häusern. Mit einem Worte: Der Unterschied zwischen Christentum und Heidentum ist riesengroß, und wer ein Feind der Mission war, wird in Indien vom Saulus ein Paulus.

In Calicut wurde ich an einem Morgen bei Missionär Jaus durch ein Ständchen geweckt. 60 Töchter der Nilgiriberge sangen mir drei Lieder. Da kam eine Töchterschar der Talebene und sang mir in ihrer, in der Malayalemsprache, weitere 3 Lieder. Ich kaufte daraufhin für wenig Geld eine Zaine voll Orangen und teilte sie unter die fröhlichen Sängerinnen aus. Solche Szenen kennen die Heiden nicht.

Es tat mir immer leid, wenn ich bei den Kaufleuten auf eine große Abneigung gegenüber der Mission stieß. Warum diese Antipathie? Die Kaufleute erklären, daß die bekehrten Christen Heuchler, Schwindler und viel schlimmer seien, als die Heiden. Dieses harte, ungerechte Urteil ist so

zu erklären: Der Heide kann seine Haut nicht abstreifen wie die Schlange. Er bleibt noch lange faul, lügnerisch, diebisch. Er trägt den Namen Christ, ist es aber noch nicht. Christ wird er nur nach langem Unterricht und in einer Reihe von Jahren. Ist nun ein Namenschrist in einem Geschäfte angestellt, und läßt er sich da etwas zuschulden kommen, so nimmt man es ihm viel übler, als einem Heiden, beschuldigt ihn der Falschheit und Heuchelei und fällt über die Mission her. Mit zwei erst kürzlich bekehrten Heiden machte ich Bekanntschaft in Trichinopoly. Abends um 10 Uhr, in rabenschwarzer Nacht, erschienen bei Missionär Göttsching 2 dunkle Gestalten auf der Altane und machten einen fürchterlichen Lärm. Göttsching und ich sprangen hinaus. Da sagte der Missionär zu mir: „Sehen Sie, das sind jetzt 2 bekehrte Heiden. Aber sie sind wohl nicht lange bei uns. Sie sterben daher wohl in der Heidenhaut. Schon dreimal teilte ich strittige 4 Rupien unter ihnen. Immer wieder meint der eine oder andere, er sei zu kurz gekommen. Immer wieder beginnt der Streit, und immer muß ich schlichten." So habe ich gesehen, wie der Missionär Friedensrichter, Berater, Vermittler, Lehrer, Prediger, erster Arzt sein muß, und wie es einer guten Gesundheit, des Mutes, der Zuversicht und des Gottvertrauens bedarf, wenn er seinen schweren Verpflichtungen nachkommen will. Aber die nötige Kraft erhalten die Träger des Evangeliums durch die herrliche Lehre, die sie verkündigen. Der Weltkrieg hat eine schwere Bresche geschossen in das Gefüge der Mission; aber sie wird wieder in der alten Größe und Wirksamkeit auferstehen, wenn sich die Völker wieder gefunden haben. Und dies wird kommen: Nichts währt ewig auf der Welt, auch nicht der Haß.

Die Bauern von Pichelshausen.

Eine Anekdote aus alter Zeit. — Von Josef Oswald.

Nach einem Weinjahr, köstlich und ergiebig, wie man es nicht oft erlebt, lachte wieder der Mai im Lande — und was für einer! Sogar die „schlimmen Heiligen" ließen Frost und Hagel unterwegs. Wenn nicht alles trog, waren die mageren Zeiten vorüber und die fetten an der Reihe; wenigstens meinten das die Bauern von Pichelshausen, die dabei auf einen guten Gedanken kamen.

Sie beschlossen nämlich, ihrem alten Pastor zu Pfingsten eine Viertel Ohm von ihrem edlen Gewächs zu spendieren. Schon mehrmals hatten sie ihm ein Präsent zugedacht, woraus aber nichts geworden war. Diesmal ging der Plan von Peter Stenzel aus, dem Krösus und Hauptthahn im Ort. Alle, die er ins Vertrauen zog, waren einverstanden, und nicht einmal den kleinsten Krakeel rief die Beratung hervor, welches Quantum jeder, in genauem Verhältnis zu seinem Vermögen, beizusteuern hatte.

Weil es ein rechter Spaß sein sollte, durfte auch kein Tüttelchen daran fehlen, was ja der Fall wäre, wenn vorzeitig etwas davon im Pfarrhause verlautete. Es wurde daher erst im letzten Augenblicke — spät am Vor-